

Mein Weg als Widerstandskämpferin

von

Chasia Bornstein-Bielicka, Heiko Haumann, Orna Keren-Carmel

1. Auflage

Mein Weg als Widerstandskämpferin – Bornstein-Bielicka / Haumann / Keren-Carmel

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 2008

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 423 34497 5

Inhalt

Geleitwort des Herausgebers	7
Hinweise zum Text und Dank	13
Vorwort	15
Kapitel 1	
Mein Zuhause	19
Kapitel 2	
Jugendjahre	51
Kapitel 3	
Die Deutschen erobern Grodno	
September 1939	73
Kapitel 4	
Die russische Besetzung	
September 1939 – Juni 1941	79
Kapitel 5	
Die zweite deutsche Besetzung	
Juni 1941 – Januar 1943	97
Kapitel 6	
Białystok	
Januar 1943 – August 1944	155
Kapitel 7	
Zurück nach Grodno	295

Kapitel 8	
Nach dem Krieg	
Juni 1945 – März 1946	311
Kapitel 9	
Die Kinder	330
Glossar	373

Kapitel 6

Białystok

Januar 1943 – August 1944

Es ist der 15. Januar 1943. Ein Freitag. Im Ghetto verbreitete sich das Gerücht über eine bevorstehende Aktion, ein sehr großer Transport. Man sprach von Zehntausenden, von der Vernichtung des Ghettos.

Am Abend in der Bäckerei von Eli Tankus, wir und Zorach. Ein Abend voller schicksalsschwerer Entscheidungen: Man überlässt das Ghetto nicht sich selbst. Erst nachdem alles zu Ende ist, werden die Überlebenden in das Ghetto Białystok wechseln, um sich den dortigen Widerstandskämpfern anzuschließen. Zorach spricht über die Fälscherwerkstatt. Man muss die Ausrüstung nach Białystok bringen, ins dortige Ghetto. Die Fälschungen sind das wichtigste Instrument der Widerstandsbewegung, die Schaffung fiktiver Identitäten ist überlebensnotwendig. Das Labor schuf die Möglichkeit, als Pole auf der arischen Seite zu leben, sich zu bewegen, eine Wohnung zu finden und Arbeit zu bekommen.

Es wurde beschlossen, dass Cila und ich die Werkzeuge überbringen sollten. Es ist schon spät, fast Mitternacht. Dodik bereitet Geburtsurkunden für uns vor, für die keine Fotos erforderlich sind. Währenddessen beruhigt uns Zorach. Wir wollten die Freunde nicht verlassen. Es fiel uns schwer, in dieser so kritischen Stunde hinauszugehen. Wir dachten, dass wir immer zusammen bleiben würden, im Leben und auch im Tod. Die Möglichkeit einer Trennung hat in unseren Gedanken nicht existiert, auch als Zorach uns zu überzeugen versuchte, dass dies nur für kurze Zeit sei und wir in einigen Tagen zurückkehren würden.

Er sagte: »Cila, Chaška, Ihr habt eine sehr große Aufgabe. Ihr wolltet ja immer tätig sein. Bringt das Labor nach Białystok und kommt zurück. Wir werden hier noch viele Aufgaben haben.«

Und ich konnte mir nicht vorstellen, dass dies mein endgültiger Abschied von Grodno sein würde.

Wir verabredeten uns für 5 Uhr morgens, um mit der ersten

Gruppe von Arbeitern das Ghetto zu verlassen. Cila ging nach Hause. Um die Gerätschaften transportieren zu können, brauchten wir eine Tasche. Ich arbeitete damals in der Werkstatt der Wehrmacht, die Taschen für die Frauen der Wehrmacht und die Gestapo-Offiziere herstellte. Ich entwarf die Taschen, die aus Lederresten der Schuhfabrikation genäht wurden. Den Schlüssel zur Werkstatt hatte ich bei mir.

Nach Mitternacht. Ausgangsverbot. Stille. Das Gebäude befand sich hinter der Bäckerei. Die Angst war schrecklich. Mein Herz klopfte stark. Ich schlief an den Mauern der Häuser entlang, ging über die Höfe, in deren Zäunen wir unsere geheimen Öffnungen hatten, hielt von Zeit zu Zeit an, schaute nach allen Seiten und horchte in die Stille, ob sich Schritte der Polizisten näherten.

Ich betrat die dunkle Werkstatt und nahm, ohne das Licht anzuzünden, eine Tasche von dem Haufen der mittelgroßen Modelle. Ich schloss die Tür ab und ging in den Keller der Bäckerei zurück. Dodik erwartete mich mit der ganzen Ausrüstung des Labors: Fläschchen mit Korkverschluss, große, runde und viereckige Flaschen aus Glas, verschiedene Sorten Tinte, Füllfederhalter, dünne Pinsel, um Fotos zu retuschieren, Schwämme, Löschpapier, viele Ausweisformulare und ein Säckchen mit Stempeln. Ich verstautete alles in der Tasche und schlief mich durch die Dunkelheit nach Hause.

Alle schliefen. Vorsichtig und ganz leise packte ich die Flaschen in zwei Handtücher ein, sie sollten nicht zerbrechen und keinen Ton hören lassen, wenn sie zusammenstießen. Die Federhalter wickelte ich einzeln in Papier und nachher in ein Handtuch. Und auf das Ganze legte ich ein Nachthemd, ein Handtuch, Bluse und Unterwäsche. Morgen fährt Halina Stasiuk, im Dorf Koszewo in der Nähe von Druskienniki* geboren, zum Arzt nach Białystok. Eine Tagesreise!

Mutter hörte mich und erwachte. Ich flüsterte ihr zu: »Ich muss ganz früh aufstehen. Ich fahre nach Białystok.« Ihr Weinen weckte alle auf. Rochele und Ziporka erschreckten sich. Mutter sagte: »Chasinka, man wird dich festnehmen!« Ich sagte: »Ich muss fahren, aber ich werde zurückkommen.« Vater lag im Bett und sagte

* Heute Druskininkai/Litauen.

kein Wort. Mutter brach wieder in Tränen aus. »Du bist unsere Stütze. Wenn man dich verhaftet, was wird mit uns sein?« – »Mutter, sie werden uns alle umbringen, was für einen Unterschied macht es, wer früher oder wer später stirbt?«

Es gibt Worte, die mich das ganze Leben begleiten. Der Satz, den ich Mutter sagte, war der Ausdruck meiner festen Überzeugung: Wenn ich bei dieser Reise festgenommen werde, so wird man mich hinrichten. Aber wie auch immer – diesen Krieg werden wir sowieso nicht überleben. Deshalb ist es wirklich nicht wichtig, ob jetzt oder später. Wer früher stirbt – ich oder sie. Aber Mutter flehte mich an, nicht zu gehen. Ich sollte ihnen helfen, sich zu verstecken und zu retten. Aber ich hatte kein Asyl und kein Versteck. Auch die Widerstandsbewegung hatte keines. Wir dachten nicht an die Möglichkeit einer Rettung. Wir wussten, dass es diese in Wirklichkeit nicht gab, doch das Gefühl, dass ich weggehe und sie allein dem Schicksal überlasse, war unerträglich.

Ich fragte Vater: »Warum schweigst du? Warum sagst du mir kein Wort?« Und er antwortete: »Tote sprechen nicht.« Dies waren die letzten Worte, die mein Vater zu mir sagte: Tote sprechen nicht. Mein ganzes Leben verzichtete ich mir nicht, dass ich ihn so betroffen gemacht habe. Wie konnte ich so einen Satz aussprechen, der mit einer solchen Entschlossenheit das Leben annuliert, die noch lebenden Menschen preisgibt. Hätte ich gesagt: Vater, ich habe von der Widerstandsbewegung einen Befehl bekommen, hätte er dies verstanden und akzeptiert. Ich ärgere mich nicht über ihn. Mir verzeihe ich nicht. Tote sprechen nicht, sagte mein Vater und ich verließ das Haus.

Um halb fünf traf ich Cila. In diesem Moment ging eine große Gruppe von Arbeitern durch die kleine Gasse zum Tor in der Zamkowa-Straße. Wir mischten uns unter die Gruppe und gelangten unbehelligt hinaus. Nach der Biegung zur Mostowa-Straße entwichen wir in eine Nebenstraße, entfernten den Davidstern von unserem Rücken und versteckten ihn im Mantelfutter. Wir brauchten den Stern, um in das Ghetto in Białystok hineinzukommen.

Der Morgen des 16. Januar 1943. Mein zweundzwanzigster Geburtstag. Schabbat. Eine scharfe und brennende Kälte. Wir gehen zum Bahnhof von Grodno. Dunkles Morgengrauen. Leere Gehwege.

Ich trug meinen schönen Mantel, den blauen, den mir Tante Rosa genäht hatte. Aus demselben Stoff hatte sie auch den Muff genäht, in den man im Winter die Hände steckte, und darin gab es auch eine Tasche für Geld und Dokumente. Wir hatten wenig Geld dabei, das wir von der knappen Kasse der Widerstandsbewegung bekamen. Aber es reichte für die Zugfahrkarten. Proviant für die Reise hatten wir nicht, auch kein Geld, um etwas zu essen zu kaufen.

Wir kamen am Bahnhof an. Ein altes Gebäude aus Stein, breite Treppen führten zum Eingang. Auf dem Bahnsteig sitzen viele Frauen und warten, in Mantel und Schal gehüllt, über ihre Körbe und Taschen gebeugt. Ich frage, wann der nächste Zug fährt. Das Polnisch von Cila ist das Polnisch des Tarbut-Gymnasiums, das den Sprecher sofort als Juden verrät. Mein Polnisch ist grodnisch, frei von jedem jüdischen Akzent. Durch die polnische Schule und meine Ausbildung im ORT habe ich mir eine lebensrettende Sprache angeeignet. Wir hatten daher beschlossen, dass nur ich spreche. Die Leute lachen auf meine Frage. Niemand weiß, wann der Zug ankommen wird. Alle sitzen hier und warten.

Schließlich erreichten wir Białystok und gingen auf den Ausgang des Bahnhofs zu, zusammen mit der Masse von Nichtjüdinnen, die ihre Körbe trugen. Als wir in der Schlange weiter nach vorn rückten, sah ich an beiden Seiten des Ausgangs deutsche Gendarmen, die jede Frau, die Gepäck bei sich hatte, anhielten. Wir konnten uns nicht mehr zurückziehen, denn wir waren schon zu nahe an den Türen. Cila ging unbehelligt durch, denn sie hatte kein Gepäck, und verschwand.

Die Frauen mit Koffern, Körben oder Taschen wurden zur Kontrolle in ein kleines Holzhäuschen geführt, und ich ging zusammen mit ihnen. Die Schlange wurde lang. Ich trat ständig einen Schritt zurück und ließ andere Frauen an mir vorbei, um bei den Letzten zu sein. Am Eingang des Häuschens stand ein junger Gendarm. Die Frauen gingen hinein. Drei Polizisten öffneten die Körbe und nahmen den ganzen Inhalt heraus: Butter, Käse, Eier und Fleisch. Schwarzmarktware. Ich war sicher, dass die Durchsuchung meiner Tasche das Ende unserer Aufgabe sein, dass ich sofort festgenommen würde. Die Schlange wurde immer kürzer und bald würde ich an der Reihe sein. In einer plötzlichen Eingebung wandte ich mich



Cila Szachnes –
eine der Anführe-
rinnen der Wider-
standsbewegung.

an den jungen Gendarmen und sagte zu ihm: »Hören Sie, es ist schon spät, bald gibt es Ausgehverbot, was wollen die von mir?« Er sagte: »Sie müssen wie alle anderen vorzeigen, was Sie dabeihaben. Spekulanten verkaufen teuer.« Ich antwortete: »Schauen Sie, ich habe gar kein Essen dabei, nur etwas Wäsche. Ich fahre zum Arzt. Ich habe nicht einmal für mich selber Essen.« Ich öffnete die Tasche ein wenig. Er schaute kurz hinein und sagte: »Sagen Sie ihnen das.« Ich bat ihn mit flehentlichem Blick: »Es geht mir um jede Minute, ich habe noch einen weiten Weg und bald ist Ausgehverbot. Bitte sagen Sie, dass Sie mich schon kontrolliert haben. Sagen Sie ihnen bitte, sie sollen mich durchlassen.« Er rief ihnen genau das zu. Die Kontrolleure riefen über die Köpfe der in der Schlange stehenden Frauen zurück: »So soll sie gehen«, und er ließ mich passieren.

Ich zitterte am ganzen Körper. Ich verließ den Bahnhof und wandte mich nach rechts. Ich erinnere mich an die Treppen, die zu einer Brücke führten. Cila war nicht dort.

Ich kannte Białystok nicht. In der Nacht vor unserer Aktion skizzierte Zorach eine Karte mit dem Weg zum Ghetto, doch wir konnten diesen Plan nicht mitnehmen. Wir lernten auswendig, wie man vom Bahnhof zum Ghetto gelangte. Wir merkten uns die Treppen am Bahnhof bis zur Brücke, die Namen der Straßen, die Lage der Kirche oben auf dem Hügel und in welcher Gasse wir uns nach links wenden mussten.

Cila war nicht da. Ich ging die Treppen hinauf. Oben angelangt, sah ich sie im schwachen Licht der Bahnhofslampen auf der Brücke stehen, auf das Geländer gestützt, zitternd und weinend. Wir umarmten uns. Sie war sicher, dass ich nicht mehr kommen werde, sicherlich verhaftet sei.

Dunkel. Wir machten uns, den Skizzen im Kopf folgend, auf den Weg: die Brücke über die Eisenbahnschienen, der Anfang der Tannenbaum-Straße, die Świętego-Rocha-Kirche (Kirche des heiligen Rochus) links auf dem Hügel. Ich sage Cila, es sei unmöglich, jetzt ins Ghetto hineinzukommen, wir müssten eine Unterkunft für die Nacht finden. Cila fragt: »Wo sollen wir hin? Das ist gefährlich. Wir müssen ein Treppenhaus oder irgendwas finden und dort bis zum Morgen warten.« Auf der anderen Seite der Lipowa-Straße sehe ich ein Haus, oben im Fenster der Dachkammer brennt ein flackerndes Licht. Ich schlage vor: »Ein so bescheidenes Haus, sicher wohnen da arme Leute. Wir gehen hinauf und erzählen ihnen, dass wir von einem kleinen Dorf kommen, jetzt schon die Stunde des Ausgehverbots ist und die Deutschen uns auf der Straße aufhalten werden.« Wir gehen die Holztreppen hinauf, klopfen an die Tür und warten, halten den Atem an. Ein junger Mann öffnet die Tür. »Wen sucht ihr?« – »Wir suchen niemanden. Wir sind aus einem kleinen Dorf und gerade mit dem Zug angekommen. Er hatte große Verspätung und jetzt sind wir im Ausgehverbot steckengeblieben. Die Deutschen kontrollieren die ganze Zeit. Vielleicht können wir bis morgen früh hier auf dem Boden schlafen oder auf einem Stuhl sitzen bleiben. Bitte?« – »Ja sicher«, antwortete der Mann freundlich und brachte uns eine dünne Decke.

Im Zimmer nebenan begann ein Säugling zu weinen. Wir lagen auf dem Küchenboden und konnten die ganze Nacht kein Auge zutun. Wir waren sehr aufgeregt. Die Angst, der Hunger und die Kälte. Wir hatten viel nachzudenken und zu planen. Wie und wo wir den nächsten Tag verbringen sollen, denn die Gruppen von Arbeitern gehen morgens nicht in das Ghetto hinein, sondern nur hinaus. Das heißt, dass wir die Zeit bis zum Abend draußen verbringen müssen, in den Straßen, in der eisigen Kälte des Januars, ohne etwas zu essen oder zu trinken oder eine Möglichkeit, uns zu wärmen. Der Morgen brach an. Wir standen leise auf und verließen

das Haus, ohne uns zu bedanken. Die junge Familie war die erste in der Liste der Unbekannten, die uns halfen, und wir bewahren sie in guter Erinnerung.

Wir trieben uns in den Straßen und Gassen herum. Wir kletterten über Zäune und gingen in öffentliche Grünanlagen. Irgendwann stellten wir fest, dass wir nicht mehr wussten, wo wir uns befanden, aber auch, dass uns niemand verfolgte.

Wir gingen weiter durch die unbekannten Straßen und Gassen, die in unserer Gedächtnis-Skizze nicht aufgezeichnet waren, und fragten uns, wie wir das Ghetto finden sollten. Das Ghetto ist kein Platz, nach dem man fragt, so fragten wir nach dem Weg zum Bahnhof. Wir wussten, dass wir von dort aus den Weg finden würden.

Dies war unser zweiter Tag ohne Nahrung, ohne einen Platz zum Ausruhen oder eine Ecke, um für einen Moment anzuhalten. Es war kalt. Wir kehrten zu der Brücke am Bahnhof zurück und folgten von dort dem richtigen Weg. Wir kamen in der Poleska-Straße an und gingen am Eingangstor zum Ghetto vorbei, doch wir sahen keine hineingehenden Gruppen. Es war Sonntag, nur wenige waren zur Arbeit gegangen. Das Tor war geschlossen. Es ist schon zwei Uhr. Wir sind erschöpft, wollen von dort weg, uns nicht am Tor aufzuhalten, um keinen Verdacht zu erregen.

Wir befanden uns in einem Wohnviertel an der Grenze des Ghettos. Holzhäuser, kleine Straßen, ein ruhiger Vorort. Ich sagte zu Cila: »Vielleicht gehen wir einfach in irgendein Haus, erzählen, dass wir beim Arzt waren und der Zug nicht kommt, sagen, dass wir seit dem Morgen in der Stadt herumlaufen und uns kalt ist, und bitten, ob wir uns vielleicht etwas aufwärmen können?«

Ein einfacher Bretterzaun, ein kleines knarrendes Tor, ein Apfelbaum und ein Birnbaum. Ein geschlossenes Fenster mit weißen Spitzenvorhängen. Wir klopfen an die Tür und gehen hinein. Zwei alte Frauen sitzen am Tisch in der Küche. Wir erzählen ihnen unsere Geschichte und die Hausbesitzerin lädt uns ein, uns zu setzen, steht auf und gießt uns Tee in ein Glas ein, zuerst kochendes Wasser aus einem großen Email-Samowar, der auf dem Ofen steht und dann die Tee-Essenz aus der kleinen Kanne auf dem Samowar.

Der dampfende Tee hatte eine dunkle Bernsteinfarbe. Ein herrliches Gefühl der Wärme verbreitete sich von den Händen, die das

Glas hielten, im ganzen Körper. Der erste Schluck. Das Erste, was uns nach 48 Stunden in den Mund kam. Ein außergewöhnlicher Genuss, und die Hausbesitzerin sagte: »Bleibt noch ein wenig. Bald kommen unsere Töchter mit einigen deutschen Offizieren und es wird bestimmt lustig werden!«

Deutsche Offiziere und wir mit der Tasche! »Vielen Dank«, sagte ich, »aber wir wollen zum Bahnhof zurückkehren, vielleicht fährt der Zug ja demnächst, unsere Eltern werden sich sicher Sorgen machen.« Wir danken für den Tee und gehen. Die Nachbarin begleitet uns. Eine nette Großmutter, mager, etwas gebeugt. »Sollte kein Zug fahren, so kommt zurück. Ihr könnt bei mir bleiben«, und sie zeigt auf das Nachbarhaus. »Mein Mann und ich sind allein. Mein Sohn war Soldat und kam nicht zurück. Er ist sicher gefallen, und hier sind wir nur zu zweit. Solltet ihr keinen Zug erwischen, so kommt zu mir und ruht euch ein bisschen aus.« Wir bedankten uns bei ihr und gingen.

Es wurde Nachmittag. Die Luft ist ziemlich kalt und wir gehen Arm in Arm, um uns zu wärmen, tun so, als ob wir spazieren gehen, nähern uns von Zeit zu Zeit dem Eingangstor des Ghettos und tragen eine Tasche voller Werkzeug zur Herstellung von gefälschten Dokumenten. Ungefähr um vier Uhr marschiert eine große Gruppe von Arbeiterinnen am Straßenrand heran. Gendarmen bewachen die Gruppe nur an einer Seite. Wir mischen uns unter die Frauen und sagen: »Wir sind Jüdinnen. Wir wollen mit euch hineingehen.« »Wer seid ihr? Von wo? Wie seid ihr hergekommen?« – »Wenn wir drin sind, werden wir erzählen!«

Ich befestige den Davidstern auf dem Rücken des Mantels von Zila und sie tut das Gleiche bei mir. Wir gehen mit der Gruppe durch das Tor. Zum Glück kontrollieren die Polizisten nicht. Nachdem wir das Tor hinter uns gelassen haben, berichtet Cila den Frauen: »Wir kommen aus Grodno. Man vernichtet das Ghetto. Wir sind von dort geflüchtet und wollen mit euch kämpfen.« Die Reaktion der Frauen war erschreckend: »Widerstandskämpferinnen! Ihr verbreitet Panik! Das ist eine Lüge! Bei uns gibt es keine Transporte!«

Am Sonntag, dem 17. Januar 1943, gingen wir durch das Tor des Ghettos. Am Freitag, dem 5. Februar 1943, fand die erste Deportation aus dem Ghetto Białystok statt.

Wir verließen unverzüglich die Frauengruppe, beeilten uns, in die Nowy-Świat-Straße zur Kommune des Haschomer Hazair zu kommen. Wir standen in der Tür und sagten: »Wir kommen aus Grodno. Zorach schickt uns.« Das Haus füllte sich sofort mit vielen Mitgliedern und Edek Boraks sagte: »Gebt ihnen sofort zu trinken und zu essen. Sie sind ganz verfroren.« Richtig!

Kameraden kamen und berichteten, es würden Gerüchte verbreitet, dass zwei Mädchen in das Ghetto eingedrungen seien, um Panik zu verbreiten und zum Widerstand aufzuhetzen. Edek bestimmte daraufhin, dass wir im Haus bleiben, auf keinen Fall auf die Straße gehen sollten. Den ganzen restlichen Tag saßen wir dort und erzählten von Grodno, von den Kameraden und den Vorbereitungen zum Aufstand. Langsam tauten unsere Knochen auf, verschwanden die Befürchtungen, das Gefühl des Alleinseins – in der beruhigenden Gemeinschaft der Kameraden. Am nächsten Tag sagte mir Edek: »Chaśka, wir finden, dass du für die Funktion eines Verbindungs-mädchenstaugst. Du hast dich bewiesen. Jetzt musst du ›es machen‹, das heißt, aus dem Ghetto gehen, um auf der Kommandantur der Gestapo einen Personalausweis, einen deutschen Identitätsausweis zu bekommen. Wir haben auch schon einen polnischen Namen für dich – Halina Stasiuk. Du musst dir eine Wohnung und einen Arbeitsplatz suchen und für die Kameraden, die Widerstandsbe-wegung und unser Volk tätig sein.« – »Und Grodno? Und meine Freunde? Und meine Familie?«

Edek sagte: »Es gibt kein Zurück mehr. Du musst hier aktiv werden. Wir bringen die Kämpfer hierher.« Chaika sagte viel später: »Niemand wurde so wie Chasia ins kalte Wasser geworfen und man befahl ihr zu schwimmen.« Und ich schwamm. Ohne die Stadt zu kennen, ohne jede Hilfe ging ich am nächsten Morgen mit einer Gruppe von Arbeitern aus dem Ghetto hinaus und verdrückte mich dann in eine Nebengasse. Jemand, ich weiß nicht wer, half mir, den Davidstern vom Mantel zu bekommen. Auch ihn füge ich zur Liste der guten Menschen hinzu, deren Namen ich nicht kenne oder an deren Aussehen ich mich nicht erinnern kann, die mir in einem entscheidenden Moment eine helfende Hand reichten.

Das Kommando der Gestapo in der Sienkiewicz-Straße. Eine Hauptstraße. Nicht weit vom Ghettotor entfernt. Ich stieg die Ein-

gangsstufen hinauf und ging auf den Schalter zu. Freundlich lächelnd überreichte ich den Beamten die gefälschten Papiere. Ich bemühte mich um ein sehr selbstsicheres Auftreten, fragte, ob man lange warten müsse. Sie waren sehr sachlich und sagten mir, wann ich wegen der nötigen Fotoaufnahmen wiederkommen sollte.

Ich ging wieder auf die Straße hinaus. Ich erinnerte mich, dass neben allen anderen Gefahren in Białystok auch eine Gruppe von Juden tätig war, die Juden, die sich versteckten, aufspürten und den Deutschen auslieferten. Die Widerstandsbewegung hat sich an einigen von ihnen gerächt. Ich beschloss, die Zeit auszunutzen, um die Grenzen des Ghettos kennenzulernen. Ich bevorzugte die Hauptstraßen, mischte mich unter die Menge, um nicht aufzufallen. Ich dachte, dass man unter den vielen Menschen einem Einzelnen keine Aufmerksamkeit schenken wird. Der blaue Mantel, den mir Tante Rosa genäht hatte, umhüllte mich, beschützte mich wie die Erinnerung an mein Zuhause, beruhigte das wilde Herzklopfen. Tief in der Innentasche war ein teurer Schatz verborgen – mein Davidstern mit einer Sicherheitsnadel, der Passierschein für das Ghetto. Der Muff verlieh mir das Aussehen einer gewöhnlichen Polin. Es fehlte mir nur ein Pelzkragen. Ursprünglich hatte mein Mantel einen solchen Kragen und Ärmelstulpen aus dem gleichen Pelz. Doch diese wurden abgetrennt, als wir ins Ghetto in Grodno umgesiedelt wurden. Den Juden war es verboten, Pelze zu tragen. Doch hier in Białystok schien es mir, als ob ich auf der Straße die Einzige ohne Pelz sei. Ich war sicher, dass alle Menschen diesen verdächtigen Unterschied bemerkten.

Ich ging in den Straßen herum. Ich lernte Häuser, Gassen und Ecken kennen. Am Abend kehrte ich ins Ghetto zurück. Als ich das Tor durchschritt, begann ich zu weinen und schämte mich deswegen sehr. Du musst dich daran gewöhnen, sagte ich zu mir im tiefen Inneren. Ich muss mich daran gewöhnen, mich nicht aufzuregen, nicht zu weinen, stark zu sein.

Drei Tage bis zum Fototermin bei der Gestapo. Ich bin in der Haschomer-Kommune, helfe beim Putzen, wasche das Geschirr ab, spreche mit den Kameraden, ruhe mich aus und gehe schließlich wieder zur Gestapo, um mich fotografieren zu lassen. Herzklopfen. Ich bin sicher, dass sie mich diesmal entlarven werden. Ich werde

mit einer Nummer auf der Brust fotografiert, unterschreibe ein Dokument und werde aufgefordert, in einer Woche wiederzukommen. Am 29. Januar 1943 verlasse ich die Kommandantur, nachdem ich dort meine Geburtsurkunde hinterlassen habe, in meinen Händen den neuen Personalausweis. Gemischte Gefühle. Einerseits freue ich mich über den Erfolg, aber andererseits bedeutet dies, dass ich von jetzt an allein auf der arischen Seite sein werde. Allein eine Wohnung suchen muss, mich daran gewöhnen muss, bei einer polnischen Familie zu leben, allein bei Deutschen Arbeit suchen muss.

Ich kannte die katholischen Gebete nicht. Ich wusste nur, wie das Kreuz geschlagen wird, von der Stirn zur Brust, dann zur linken Schulter, dann zur rechten, und konnte »Amen« sagen. Mir war damals noch nicht klar, wie wenig ich eigentlich wusste. Erst viel später habe ich zum Beispiel erfahren, dass mein polnischer Name Halinka auf die heilige Halina zurückgeht. Welche Halina? Es gibt doch zwei.

Ich kehrte mit meinem neuen Ausweis ins Ghetto zurück. Ich sagte Edek, dass ich bereit sei, alles zu tun, was von mir gefordert werde, aber unter einer Bedingung: Teilnahme am Aufstand. »Wenn das Ghetto liquidiert wird und der Aufstand ausbricht, möchte ich mit den Kämpfern im Ghetto sein. Ich will mit allen zusammen kämpfen. Ich will nicht allein übrig bleiben.« Edek schaute mich lächelnd an und willigte ein. Erst nachdem alles vorbei war, verstand ich, dass Edek nicht beabsichtigte, sein Versprechen einzuhalten. Doch mir gab er die Versicherung, dass ich mit allen kämpfen würde. Damit ich nicht allein bliebe.

Edek, Cila, Chaika und ich saßen zusammen, um den Übergang auf die arische Seite zu planen. Wir beschlossen, dass es am besten sei, als Dienstmädchen Arbeit zu finden, als eine »Schickse«, eine einfache Nichtjüdin vom Lande. Die Kameraden meinten: »Sag den Deutschen, dass du vom Land in die Stadt gekommen bist, um etwas Geld zu verdienen. Sag den Polen, dass du aus deinem Dorf geflohen bist, weil man dort die Mädchen zur Arbeit nach Deutschland schickt. Du solltest dich auf keinen Fall hervorheben. Es ist besser, wenn du etwas dumm und beschränkt wirkst. So werden sie dir keine Aufmerksamkeit schenken.« Und ich lernte, ein einfältiges

Dorfädchen zu sein, ich lernte, nicht aufzufallen, ich lernte, nicht zu existieren.

Am nächsten Tag ging ich hinaus und ließ Chasia Bielicka aus Grodno, Jüdin, Mitglied des Haschomer Hazair und der Widerstandsbewegung im Ghetto zurück. Ich nahm nur Halina Stasiuk mit, Polin, Christin, im Dorf Koszewo in der Nähe des Kleinstädtchens Druskienniki geboren.

Als Erstes suchte ich eine Unterkunft. Zila hatte mir zugeredet, zu der alten Frau zu gehen, die uns am ersten Tag so freundlich eingeladen hatte, als wir uns in den Straßen herumtrieben und auf die Abendstunden warteten, um ins Ghetto zu gelangen. Ich folgte meinem Gedächtnis. Die Żabia-Straße. Ich hatte damals nicht bemerkt, wie nah sie am Ghetto wohnte. Vom Fenster ihres Wohnzimmers konnte man den jüdischen Friedhof im Bereich des Ghettos sehen.

Ich kloppte an die Tür. Sie öffnete und sagte freundlich: »Schön, dass Sie wieder in Białystok sind. Wunderbar. Kommen Sie doch auf ein Glas Tee herein.« Ich nahm dankbar an und erzählte ihr beim Tee meine Geschichte: »In unserem Dorf schickt man die Mädchen nach Deutschland zur Arbeit. Meine Familie hat deswegen beschlossen, dass ich nach Białystok gehen und hier bei Deutschen arbeiten soll anstatt in Deutschland. Von hier aus kann ich manchmal zu Besuch kommen ... aber von Deutschland aus? Wer weiß? Ich habe noch keine Unterkunft, könnte ich vielleicht bei Ihnen wohnen? Ich werde natürlich Miete bezahlen.« Sie antwortete: »Aber ja. Ich freue mich, so eine junge Tochter hier zu haben anstelle meines Sohnes, und vielleicht wird er ja doch zurückkommen. Ich habe aber kein Bett, nur ein sehr schmales Sofa, eher eine Bank. Wenn Sie damit vorliebnehmen?«

Ich dankte ihr und sagte: »Ich werde morgen zurückkommen. Ich habe bei Bekannten geschlafen, weit entfernt am anderen Ende der Stadt, und die wenigen Sachen, die ich habe, sind bei ihnen.«

Als Nächstes ging ich zum Arbeitsamt in der Lipowa-Straße. Polen arbeiten nur bei Deutschen. Der Beamte fragte: »Welche Arbeit suchen Sie? Putzfrau oder Dienstmädchen. Es gibt eine Stelle bei Herrn Luchterhand von der SS-Werkzentrale und seiner Frau. Alle Mädchen laufen von dort weg. Schwierige Leute, doch dies ist der

einige Platz, den wir heute frei haben. Ich wollte nur, dass Sie das wissen.«

»Ich werde es versuchen«, antwortete ich, »danke.«

Allerdings wusste ich noch nicht, dass ich mir eine Stelle zwar relativ frei aussuchen, diese aber nur mit dem Einverständnis des Arbeitgebers wieder aufgeben konnte. Zu spät lernte ich das.

Schabbat, 6. Februar 1943. Eine Woche, nachdem ich das Ghetto verlassen hatte, kehrte ich eines Tages von der Arbeit zurück und meine Vermieterin benahm sich so, als ob sie mich dringend erwartet hätte. Sie stand an der Tür, fasste mich am Arm und sagte voller Erregung: »Pani Halinka, fragen Sie nicht, was im Ghetto vor sich geht. Schauen Sie hier durch das Fenster. Sie schießen und morden, den ganzen Tag werden die Toten auf Wagen geladen, man gräbt tiefe Gräber und wirft die Menschen hinein, ohne auch nur ihre Namen aufzuschreiben.«

Sie weinte und wischte sich die Augen mit ihrer Schürze. »Schauen Sie«, und sie führte mich ans Fenster, »was man diesen Unglücklichen antut. Wie kann man den Menschen so etwas antun?«

Ihr Mitleid und ihre Trauer halfen mir, meine Not nicht zu zeigen. Ich versuchte zu verstehen, was dort passierte. Ich hatte das Gefühl, dass alles zu Ende geht und ich allein übrig geblieben bin. Ich fasste ihre Hand und fragte, wann das Ganze angefangen und was sie alles gesehen habe, und sie erzählte weinend, dass man am Morgen zu schießen begonnen hatte. Den ganzen Tag hörte es nicht auf. Die Wohnung der Luchterhands war weit vom Ghetto entfernt und ich hatte nichts gehört.

In den langen Monaten meines Aufenthaltes außerhalb des Ghettos auf der arischen Seite habe ich wenige Polen getroffen, die am Schicksal der Juden wahrhaftig Anteil nahmen. Aber die gute Großmutter zeigte während all der Tage, die ich bei ihr wohnte, ihr Mitleid und ihren Schmerz.

Ich stand am Fenster. Draußen dunkelte es schon und die Schießerei hatte aufgehört. Ich dachte, ich müsse ins Ghetto zurückkehren. Doch damals existierten die Schleichwege, die wir später bahnten, noch nicht. Ich beschloss, möglichst bald zu versuchen, durch den Friedhof ins Ghetto zu gelangen, nach der Arbeit.